

Ewiges Leben

Allerheiligen und Allerseelen gelten als die traditionellen Besuchstage an den Familiengräbern. Wo Bestattungen nicht längst anonym durchgeführt werden und die Grablege unbekannt bleibt, weil mit dem Tod angeblich „alles aus“ sei, pflegen Menschen damit die Erinnerung an ihre Lieben. Ob jahreszeitlich bedingt oder nicht: Viele scheinen in diesen Wochen sensibler zu sein für Fragen nach dem Woher und Wohin. Fällt schon im Alltag der eine oder andere Abschied schwer, werfen (plötzliche) Todesfälle von Verwandten oder Freunden, erst recht von Kindern, Fragen nach dem Sinn von Leben und Tod auf. Man kann sie verdrängen oder kleinreden. Aber solche Fragen melden sich dann und wann. Eine Rolle spielt in diesen Momenten, ob jemand einen „gläubigen Hintergrund“ hat oder nicht.

In seinem jüngsten Roman „Everyman“ – in deutscher Übersetzung titelidentisch mit dem 1911 in Berlin uraufgeführten, zunächst wenig erfolgreichen Mysterienspiel „Jedermann“ von Hugo von Hofmannsthal (1874–1929) – behandelt der amerikanische Erfolgsautor Philip Roth das alte Menschheitsthema Sterben und Tod. Er knüpft an Probleme an, die bereits das mittelalterliche, anonym überlieferte Allegorienstück „The Somonyng Everyman“ (1509) und später Hugo von Hofmannsthal thematisiert haben, dessen „Jedermann“ alljährlich während der Festspiele vor dem Salzburger Dom aufgeführt wird. In einem Interview betonte Roth, sein Buch enthalte im Unterschied zu den literarischen Vorlagen „keinerlei christliche Perspektive“: „Es gibt diejenigen, die den Trost einer Religion haben, die ihnen ein ewiges Leben verspricht. Ich verstehe nicht, wie es ihnen gelingt, das zu glauben.“ Der 73jährige Schriftsteller vermutet, daß es im Menschen „eine eingebaute biologische Schutzfunktion (gibt), die verhindert, die Menschen unterhalb eines bestimmten Alters davor bewahrt, richtig zu begreifen, daß der Tod die ganze Zeit zuschlägt und alles überwältigt“.

Ewiges Leben – das klingt heute für die meisten Jugendlichen „uncool“ oder nach ewiger Langeweile, für manche Erwachsene wiederum nach ewiger Jugend und Schönheit oder nach ewiger Leistungsfähigkeit. Aber was heißt: „ewig“? Ist Ewigkeit meßbar, wie der 2006 in einen Filmtitel eingegangene Spruch: „Wer früher stirbt, ist länger tot“ insinuiert? Es ist offenkundig, daß eine Diesseitsfixiertheit die Lust auf ein „Leben danach“ einschränkt. Wenn jemand den Glauben an die Auferstehung und ein Leben nach dem Tod verliert oder wenn dieser Glaube bedeutungslos geworden ist, muß „alles auf eine Karte“ gesetzt werden: auf die eigene Lebenszeit nämlich, um das Bestmögliche „herauszuholen“. Das streßt auf Dauer. Die (Sehn-)Sucht nach einem faltenlosen und schmerzfreien Leben zeugt davon ebenso wie der „ultimative Kick“ in Extremsportarten – unsere modernen Ersatzreligio-

nen? Christen bekennen, daß sie ihr Leben verdankt wissen: ausgehend und gewollt von Gott und zu ihm zurückführend.

„Wer nichts mehr glaubt, glaubt an alles“: Umfragen zufolge, die alljährlich zu Weihnachten oder Ostern in Magazinen erscheinen, glaubt nicht einmal mehr die Hälfte aller Christen in Deutschland (mit Abweichungen zwischen Katholiken und Protestanten und markanten Unterschieden zwischen Ost und West) an ein Weiterleben nach dem Tod. Was die Heilige Schrift, was Liturgie und Theologie dazu sagen, ist jedoch wesentlich für christlichen Glauben, der, wie Paulus der Gemeinde von Korinth einschärfte, mit der Frage der Auferstehung steht und fällt: „Ist aber Christus nicht auferweckt worden, dann ist unsere Verkündigung leer und euer Glaube sinnlos“ (1 Kor 15, 14). Natürlich bemessen sich Inhalte des Glaubens nicht an prozentualer Zustimmung. Aber muß es nicht zu denken geben, wenn immer mehr Gläubige Auswahl betreiben und manches einfach weglassen – erst recht, wenn es dabei um die Substanz geht? So hat beispielsweise der Glaube an Engel den Glauben an die Auferstehung (mit 42 zu 41 Prozent) „ausgestochen“ (Allensbach-Umfrage 2003).

Unterschätzt wird weithin die entlastende Funktion der Perspektive eines Lebens nach dem Tod: Wir müssen nicht alles jetzt leisten! Denn es kommt noch etwas – ein „Leben danach“: bei Gott. Sieht man von drei Geburtsfesten (Jesus, Maria, Johannes der Täufer) ab, begeht die Kirche liturgisch gesehen nur Todestage – nach christlicher Überzeugung der Anfang eines neuen Lebens. Man muß diese Option als Christ nicht moralisierend wie eine Trumpfkarte ausspielen. Darüber sprechen, von der entlastenden Funktion Zeugnis geben – das darf man schon. Vielleicht hat kirchliche Verkündigung früher ja zuviel vom Jenseits gepredigt. Oft war der inflationäre Hinweis aufs Paradies nur eine billige Vertröstung, um bestehende (Unrechts-)Zustände zu legitimieren, ein besseres Leben wenigstens für die Zeit nach dem Tod in Aussicht zu stellen. Einer der originellsten frühchristlichen Schriftsteller, Tertullian († 220), hat den christlichen Glauben gleichsam auf den Punkt gebracht: „Die Hoffnung der Christen heißt Auferstehung der Toten; alles, was wir sind, sind wir im Glauben daran.“ Jede andere Verkündigung hieße: „Glauben light“.

Ewiges Leben: dazu „verdammte“, auf ewig zu leben? Westliche Zivilisationen sind in Gefahr, mit ihrem Machbarkeitswahn den Eindruck zu erwecken, alles sei möglich, obwohl medizinisch-technische Grenzen täglich spürbar und erlebbar werden. Christen überlassen sich und ihre Zukunft ihrem Gott, der in Jesus dem Christus Leben über den Tod hinaus verheißt. Das klingt vielleicht fromm. Aber solcher Glaube wirkt nachhaltig: Er wirkt sich auf das Leben jetzt aus. Ewiges Leben bedeutet im übertragenen Sinn nicht zuletzt: Alles, was gelebt, geliebt, gelitten, was erhofft und erträumt wurde in einer Lebenszeit – es hat Gültigkeit vor Gott, über den Tod hinaus. „Ewiges Leben“ schafft damit auch ein Gegengewicht zu einer von Schönheitskult und Jugendwahn besessenen Partygesellschaft, die dazu verleitet zu meinen, es gehe darum, „auf ewig zu leben“. *Andreas R. Batlogg SJ*